

7. Sekundärliteratur

Blätter der Franckeschen Stiftungen.

Halle (Saale), 1933

Reich Gottes und Staatsgedanke

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Reich Gottes und Staatsgedanke

(Aus einer Aussprache zur Feier des Verfassungstages)

Die Frage nach dem Verhältnis des Evangeliums zu den Aufgaben des staatlichen Lebens ist nicht ohne weiteres zu beantworten, da Jesu eigene Äußerungen in diesem Falle sehr spärlich sind und auch nur bedingte Geltung haben. Vielmehr ist es ein Werk des Glaubens und der persönlichen Überzeugung, aus dem Geist des Evangeliums und der Lebenshaltung Jesu heraus die Antwort zu finden auf diese Frage, die dem christlichen Menschen der Gegenwart wie keine andere auf der Seele brennt.

Im Mittelpunkt der Predigt Jesu steht die frohe Botschaft von Gottes Vaterliebe, die Verkündigung des Reiches Gottes. Im Gegensatz zu den Hoffnungen seiner jüdischen Glaubensgenossen bekundet Jesus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Das Reich Gottes hat seine Stätte im Gemüt des Menschen und ist gekennzeichnet durch einen innwendigen Frieden, der völlig unabhängig ist von allen äußeren Zuständen der Welt und des Lebens; es ist ein Reich jener Ewigkeit, die nicht erst anhebt jenseits des Grabes, vielmehr auf Erden schon Gestalt gewinnen kann. „Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stirbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.“

Wir fragen uns, wie Gottes Reich verwirklicht wird.

Das vornehmste Gebot der christlichen Sittlichkeit ist das der Gottesliebe: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen und von allen deinen Kräften.“ Vor dieser Liebe haben alle Rücksichten zu schweigen auf die eigene Person oder die der Mitmenschen. In denkbar schärfster Weise hat Jesus das immer wieder zum Ausdruck gebracht: „Wer Vater oder Mutter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht wert.“ Wie äußert sich diese Liebe? Jesus antwortet: In der Unterwerfung unter Gottes Willen. Welches ist denn aber Gottes Wille an den Menschen? In der Sprache unserer Zeit geredet: die Entfaltung der Persönlichkeit, mit Jesu Worten: das Wuchern mit den uns anvertrauten Pfunden. Nicht allen Menschen sind die gleichen Gaben beschieden, eines aber gilt doch für alle: die Pflicht zur treuen Arbeit an den ihnen anvertrauten Gütern. Die Gabe wird zur Aufgabe. Jesu eigene Gabe war ein Herz voll tiefer Menschenliebe, voll Erbarmens mit allem Elend; sie wird zur Aufgabe der Menschheits-erlösung.

Es liegt die Frage nahe, wie die unerbittliche Forderung der Pflichterfüllung sich vereinbart mit der Liebe und der Vatergüte Gottes; wie erklärt sich das widerspruchsvolle Nebeneinander von froher Botschaft

mit Gesetzesstrenge? Jesus verlangt die sittliche Tat um der göttlichen Seele willen, in der sich Sohn und Mensch berühren, einswerden. Die sittliche Forderung wirkt nur solange als Gesetz, wie der Mensch sich seiner Gotteskindschaft nicht bewußt geworden ist. Erst die Erkenntnis des Ewigkeitswertes seiner Seele läßt ihn mit Schmerz und Liebe zugleich den Willen Gottes auf sich nehmen.

Neben dem Gebot der Gottesliebe steht das Gebot der Menschenliebe: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Unser Nächster ist über alle menschlichen Schranken hinweg jeder, der unserer Hilfe bedarf, auch der Feind. Wie aber gestaltet sich das Verhältnis, sobald der Mitmensch uns entgegentritt in der Entfaltung unserer Persönlichkeit? Die Worte „wie dich selbst“ machen uns aufmerksam, daß die Liebe zum Mitmenschen ihre Grenze findet in der Verpflichtung, sich restlos einzusetzen für Gottes Gaben und Aufgaben. Bitter deutlich geht das aus Jesu eigenem Leben hervor. Maria, die Schmerzenreiche, ist das erschütterndste Symbol für die Größe des Opfers, das Gott von dem einen wie von dem andern verlangen kann.

Die Betonung der Selbstbehauptung der Persönlichkeit scheint im Widerspruch zu stehen zu der Forderung entschiedener Selbstverleugnung, wie sie Jesus in den bekannten Beispielen der Bergpredigt veranschaulicht hat. Die Bergpredigt, deren Verständnis sehr umstritten ist, stellt nicht ein neues Gesetz dar. Wohl aber leuchtet aus ihr hervor das Ideal eines neuen Geistes, der freilich ein der natürlichen Denk- und Handlungsweise schlechthin entgegengerichteter ist und den völligen Wandel der Gesinnung voraussetzt bei allen jenen, die in Derkennung ihres höheren Selbst allein den Trieben und den Leidenschaften frönten. So entschieden Jesus die Behauptung des geistigen Selbst gefördert hat, so entschieden aber auch verlangt er die Verleugnung des niederen Selbst und die Bereitschaft zum Opfer. Der völlige Verzicht dem Mitmenschen gegenüber würde nichts anderes als die Vernichtung des Lebens und der Menschheit bedeuten. Gott aber will das Leben und die Menschheit und damit auch die Mittel, die ihrer Erhaltung dienen. Er schuf das Leben um der sittlichen Betätigung willen, zu deren Schauplatz dem Menschen die Erde bestellt ist. So setzt der Sinn des Lebens die Behauptung des Lebens voraus. Nur um des Glaubens willen ist der völlige Verzicht geboten; das Märtyrertum stellt aber auch die Krone der sittlichen Bewährung dar.

Denn Jesus selber alles tätig-gewaltsame Handeln abgelehnt hat, so findet das seine Begründung in der Einzigartigkeit seiner Aufgabe, die der Erlösung der Menschheit gewidmet war. Die Forderung der Nachfolge Jesu wird nicht erfüllt in der Wiederholung seines als ein neues Gesetz mißverstandenen Lebens, sie ist allein bezogen auf die Gesinnung, auf die Treue der Pflichterfüllung, in der er sich dem Rufe Gottes hingab. Die Stellung also, die Jesus gegenüber den uns an-

vertrauten Werten eingenommen hat, ist nicht ohne weiteres gültig für das Verhalten des Menschen der Gegenwart. Jesus war kein Staatsbürger mit Rechten und Pflichten. Er kannte die Herrscher und Großen der Völker nur als Machthaber und Tyrannen, die den Untertanen vergewaltigten und sich gnädige Herren nennen ließen. Diese Anschauung wandelt sich schon beim Apostel Paulus, der den Segen staatlicher Ordnung und rechtlicher Sicherheit immer wieder verspürt hat zum Vorteil der eigenen Person und der Aufgabe, zu der ihn Gott berufen hat. „Sei untertan der Obrigkeit, denn sie ist Gottes Dienerin dir zu gut.“ Vom Gehorsam des Paulus bis zur tätigen Mitarbeit am Staate ist aber noch ein weiter Schritt. Die Obrigkeit der Gegenwart ist nicht nur da zum Schutze der Menschheit, „eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses tut“. Sie ist in höchstem Maße berufen zur Erfüllung sittlicher und kultureller Aufgaben, die gerade den Christen die treue Mitarbeit als Gottes Willen erkennen lassen.

Ein geläufiger Irrtum ist es, Staat und Gottesreich als die denkbar größten Gegensätze zu betrachten insofern, als in jenem Gewalt und Zwang regierten, in diesem Liebe und Freiheit. Der Ausdruck „Reich“ ist irreführend, ein Vergleich ist gar nicht möglich: Der Staat ist eine äußere Organisation, das Reich Gottes aber eine innwendige Haltung. Tatsächlich verliert der Staat den Charakter des Zwanges in dem Augenblick, wo ich ihn als gottgewollte Notwendigkeit erkenne; er wird so zu einem Teil meines eigenen höheren Selbst, und damit wandelt sich der Zwang in Freiheit.

Innerhalb der unsichtbaren Gemeinschaft des Gottesreiches, an der jeder Gläubige teilhat, ergibt sich also für den Christen der Gegenwart die Notwendigkeit der Einordnung in die äußere Organisation des Staates. Familie und Beruf bestimmen seine nächsten Pflichten, denen er mit allem Ernst und Eifer nachzustreben hat im Sinne der Paulinischen Forderung des gegenseitigen Dienstes aller aneinander mit den von Gott verliehenen Gaben. Über die engeren Verpflichtungen hinaus leitet den Christen das Gefühl der Verantwortung für alle Volksgenossen, mit denen er das gemeinsame Schicksal des Staates teilt. Soweit er selber sich in Not befindet, richtet er sich auf an der Gabe des Gottesreiches, die ihn Entbehrung und Ungerechtigkeit ertragen läßt im Bewußtsein jenes inneren Friedens, den ihm die Behauptung seines höheren Selbst verleiht. Soweit den Mitmenschen die Not betroffen, erwächst für ihn die unausweichliche Pflicht zur Hilfe. Diese Hilfe ist also nicht gebunden an irgendwelche wirtschaftlichen Theorien oder technischen Organisationen, sie ist auch völlig unabhängig von irgendwelchen Gesellschaftsordnungen des Kapitalismus oder Sozialismus etwa. Die wirtschaftliche und soziale Ordnung gewinnt erst dann ein sichtliches Interesse, wenn sie sich gut oder böse auswirkt, die Entfaltung der Persönlichkeit fördert oder ein menschen-

würdiges Dasein verhindert. In diesem Falle hat auch der Christ die Pflicht zur Mitarbeit an einer sittlichen Form des Staates.

Entfaltung und Begrenzung, Behauptung und Verleugnung, das gilt auch in der Gemeinschaft der Staaten, in der Welt des Volkerlebens. Volk und Vaterland, das hat uns Fichte unauslöschlich eingeprägt, sind mehr als nur Gemeinschaft zur Erhaltung des Friedens als der Grundlage des äußeren Wohlergehens; sie sind Träger von Einigkeitswerten, die zur Liebe begeistern und zum Einsatz des Lebens. Ein Volk hat das Recht und die Pflicht, sein höheres Selbst zu behaupten und für die Freiheit zu kämpfen, an die die Entfaltung seiner Individualität gebunden ist. Das ist Gottes Wille. Wenn eine friedliche Lösung, die beiden Teilen nach harter Gewissensprüfung das Opfer auferlegt, nicht möglich ist, dann hat das Schwert zu entscheiden. Der Christ wird den Krieg als gottgewolltes Schicksal auf sich nehmen, das ihm Gelegenheit gibt zu höchster sittlicher Bewährung. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Brüder.“ Das gilt für Freund und Feind und mahnt uns, Achtung zu empfinden auch vor dem Gegner, der wie wir nach Gottes Willen sein Vaterland verteidigt. Nicht der Krieg an sich widerspricht dem Geiste Jesu, das Reich Gottes als eine innwendige Welt bleibt unberührt von Krieg und Frieden. Edle Gesinnung ist auch im Kampfe möglich, der den Menschen weit hinaushebt über sich selbst und ihn die tiefe Wahrheit ahnen läßt in Schillers Versen: „Und sehet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“ Wir dürfen überzeugt sein, daß Gott, der ein Herrscher über alle Völker ist, in seinem Sinne die Entscheidung lenken wird.

Staat und Gottesreich, Politik und Moral sind nicht an sich Gegensätze; sie sind vereinbar, wo ein in seinem Gewissen gebundener Mensch dem Willen Gottes folgt. Die Grundhaltung auch der Politik ist die Treue im Dienst an Gottes Aufgabe. Als Zeugen will ich einen unserer größten Staatsmänner sprechen lassen, den Fürsten Bismarck: „Gerade mein lebendiger evangelischer christlicher Glaube legt mir die Verpflichtung auf, für das Land, in dem ich geboren bin und zu dessen Dienst mich Gott geschaffen und mir ein hohes Amt übertragen hat, nach allen Seiten hin einzustehen.“ Aber auch Bismarck weiß, daß die Nation noch nicht das höchste, das absolute Gut ist. Vor jeglichem patriotischen Fanatismus bewahrt ihn die Erkenntnis, daß „ja alles doch nur eine Zeitfrage; Völker und Menschen, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasservogel“. Unerforschlich bleibt dem Menschen Gottes letzter Wille, dem er als gehorames Werkzeug in Ehrfurcht und Demut sich beugt, auf daß am Ende der Tage Gott sei alles in allem.

Dr. R. Hertling.